

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 26 (2019)
Heft: 290

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

Wo die Mauer Alltag ist:
Flaschenpost aus Palästina.
Von Lika Nüssli

36

Ohne Glatzen, ohne Skrupel:
die Neue Rechte.
Von Corinne Riedener

38

Campus-Abstimmung:
Das HSG-Nein von 1970.
Von Roman Hertler

40

Klanghaus-Abstimmung:
Das Interview mit Christian
Zehnder. Von Peter Surber

43

WER

SOLIDARISCH

IST,



Am Ostermontag landen wir auf dem Flugplatz Ben Gurion und fahren direkt nach Jerusalem. Auf dem Weg schaue ich ständig aus dem Fenster. Deckt sich die helle felsige Landschaft hier mit meiner Vorstellung von diesem Gebiet im Nahen Osten? Bereits sehe ich erste Mauerstreifen, die israelisches und palästinensisches Gebiet trennen. Eine Grenze, die die einen aus Angst aufbauen und die die andern in ihrer Freiheit einschränkt.

In und um Jerusalem ist die Hölle los. Christen und Juden sind an Ostern und Pessach zu Hauf in die heilige Stadt gepilgert. Der Taxichauffeur lässt uns irgendwo in der Nähe der Stadtmauern aussteigen. Durch das dichte Gewühl der Menschen gelangen wir durch das Jaffator in die Altstadt mit den engen Gassen aus weißem Stein. Ich bin auf sonderbare Weise fasziniert von der Aufmachung und Menge der ultraorthodoxen Juden. Es hat noch eine andere grosse Gruppe, die sich durch ihre Kleidung und Accessoires zu erkennen gibt: Polizisten und Soldaten mit Gewehren. Nach dem Einchecken in der Jugendherberge begeben wir uns zur Klagemauer. Dahinter erheben sich der Felsendom und die AlAqsa-Moschee.

Tunnel und Tarnnetz

Am nächsten Morgen geht es los nach Erez, zum Grenzübergang in den Gazastreifen. Wir sind zu viert unterwegs, Anita Meister, Lilo Gander, Rolf Zopfi und ich. Anita und Rolf leiten und koordinieren zusammen die Kampagne «Olivenöl aus Palästina». Mit dem Fair-Tra-

de-Handel von biologischem Olivenöl und Za'tar ermöglichen sie den Bauern gesicherte Existenzgrundlagen und wirtschaftliche Perspektiven im besetzten Land. Ein beachtlicher Teil des Gewinns fliesst wieder zurück in Hilfsprojekte in Gaza und im Westjordanland.

Lilo und ich begleiten Anita und Rolf zu den zahlreichen Treffen und Besichtigungen der Projekte. Die Strassenränder sind gesäumt mit israelischen Flaggen – hier ist wohl jeder Tag Nationalfeiertag. Das Schild «Erez Crossing» ist das letzte, was ich vorläufig fotografieren darf. Gleich danach beginnt eine hohe Mauer mit massivem Stacheldrahtverhau und einem Eingang in eine militärische Anlage.

Nach einer Passkontrolle betreten wir eine grosse leere Halle. Nur wenige Soldaten mit Gewehren beobachten uns. Mit unseren Bewilligungspapieren begeben wir uns an den ersten Schalter. Junge Soldatinnen kontrollieren unsere Papiere und verweisen uns an den nächsten Schalter. Eine andere Soldatin will genaue Auskunft darüber, warum wir nach Gaza wollen. Danach Gepäckschleusen und Leibeskontrolle wie am Flughafen.

Auf der anderen Seite der Mauer geht es etwa 500 Meter durch einen Zauntunnel, der durch Niemandsland führt. Am Ende erwartet uns palästinensisches Militär. Wieder Fragen und Kontrollen, aber auch Kaffee mit Kardamom. Wir müssen warten, bis wir von einem Fahrer aus Gaza abgeholt werden, anders kommen wir nicht weiter. Die Soldaten lassen sich gerne auf Selfies ein, und so traue ich mich, eine erste kleine Intervention mit meinem mitgebrachten eingefärbten

Stück Stoff am Wassertank zu machen und sie mit der Kamera festzuhalten.

Mit dem Auto folgen wir wieder einem abgeriegelten Weg zum nächsten Checkpoint, dem der Hamas. Wieder eingehende Befragungen in einem Büro in einer Baracke. Ein Lächeln ist hier keinem abzuringen, dafür ein eindrückliches Dokument. Ein riesiges Tarnnetz spannt sich über den Eingang der Anlage – es wirkt wie ein Versteck – eine tolle Installation! Die Hamas macht jetzt auch Gegenwartskunst. Ich kann es mir nicht verkneifen, ein Bild davon zu schiessen.

Einschusslöcher in der Stallwand

Wir fahren direkt zur Organisation PARC – Palestinian Agricultural Relief Committees – an die erste Sitzung, anschliessend besichtigen wir das Gebiet am Grenzzaun, wo die Gemüsefelder und Bauern sind, die Anita und Rolf unterstützen. Seit über einem Jahr finden dort jeden Freitag Demonstrationen statt. Mit dem «Great March of Return» fordern die Palästinenser die Freilassung aus diesem Gefängnis und ihr Land zurück. Mit dem Protest setzen sie ihr Leben aufs Spiel, vom Grenzzaun her werden sie beschossen. Der erste Bauer, den wir besuchen, zeigt uns die Einschusslöcher bei den Stallungen. Einige seiner Tiere sind ebenfalls umgekommen dabei.

Auf einem anderen Feld setzt eine Familie Setzlinge ein. Der Junge bringt uns eine Handvoll verbrauchte Tränengaspatronen. Was diesen Bauern ebenfalls Ertragseinbussen bringt, sind

MACHT

SICH

VERDÄCHTIG.



die vielen Demonstranten, die die Felder und Pflanzen zertrampeln. Hier mache ich eine weitere Aktion mit meinem Tuch, der Fahrer fotografiert mich dabei. Zuvor hatte ich einen Übersetzer gefragt, was Magic Peace Ritual auf arabisch heisst. So versteht mich der Fahrer, der sich als engagierter Assistent entpuppt. Ich freue mich über die Umsetzung meines künstlerischen Vorhabens, mit dem ich auf meine eigene Art in Kontakt mit den Menschen vor Ort komme.

Während der Fahrt ins Hotel durch Gaza City klebe ich fasziniert an der Scheibe. Ungeheure Bilder bietet diese teilzerstörte, verbastelte Stadt. Es sind viele Wagen mit abgehängten Eseln unterwegs. Es kommt mir vor wie eine Zeitreise. Gerne würde ich hier tagelang durch die Straßen streifen. Krass, wie mich die visuelle Szenerie hier in Bann zieht.

Am Abend gehen wir durch belebte Straßen, finden einen guten Falafelstand. Wir sind ebenfalls ein seltener Anblick für die Einwohner. Aber ihr Starren ist freundlich und neugierig. Welcome, welcome ... das sind die Lyrics, die uns die ganze Reise begleiten. Die nahöstliche Herzlichkeit lässt sich nicht unterdrücken.

Im Spital der Demonstranten

Am nächsten Tag begleiten wir ein Team der PMRS – Palestinian Medical Relief Society – auf einer mobilen Rehabilitationstour zu verletzten Demonstranten. Wir betreten ein heruntergekommenes Haus. Einem 15-jährigen Jungen wird eine grosse Beinwunde gepflegt. Am ganzen Bein entlang ist eine externe Schrau-

benkonstruktion befestigt. Er hat Glück, viele haben ihre Beine oder Arme verloren. Er habe aus Neugier seine Freunde an die Demo begleitet, erzählt er.

Nach einem weiteren Hausbesuch gehen wir in eine Reha-Klinik, in der viele junge Menschen mit Krücken und Verbänden im Wartesaal sitzen. Ich spreche mit drei verletzten Frauen, eine ist erst 14, die anderen zwei sind junge Mütter. Stolz zeigen sie mir ihre Fotos von den Demonstrationen. Sie hoffen mit aller Kraft auf eine Veränderung, sehen auf diversen Kanälen, dass Proteste etwas bewirken können, dass andere Frauen etwas bewirken. In Gaza hat es bis jetzt ausser Toten und Krüppeln nicht viel gebracht. Nur wenig davon gelangt ins mediale Bewusstsein. Lilo und Anita fällt auf, dass es nicht mehr so viele Frauen hat, die einen Hidschab tragen. Jemand erzählt uns, die Frauen realisierten, dass der Schleier nichts mit der Religion zu tun hat, sondern nur mit patriarchaler Unterdrückung.

Bei der Ausreise aus Gaza durchwühlen die israelischen Grenzsoldaten unsere Koffer. Geldtasche, Kleider, Necessaire, alles wird ausgeleert, kommt zerstreut in Plastikwannen zurück.

Zurück in Jerusalem treffen wir Elad Orian, einen israelischen Physiker und Gründer von Comet-me. Er und sein Team installieren ausschliesslich in palästinensischen Siedlungen Solaranlagen für Strom und sandbetriebene Wasserversorgung. Damit leistet er wertvollen Widerstand. Unsere Reise führt uns weiter durch diverse Checkpoints, nach Ramallah zu

einem Yogalehrer und Aktivisten der zweiten Intifada, zu einer jungen Feministin, die uns ins Khalil Sakakini Kulturzentrum mitnimmt, nach Jericho in eine Maftoulfabrik, in der nur Frauen arbeiten, ins kommunistische Farcha, eines der ersten Öko-Dörfer, und am Schluss zum Schweizer Botschafter in Tel Aviv.

Die Stimmung am Strand von Tel Aviv ist ausgelassen, ein krasser Gegensatz zum Erlebten im Landesinneren. Die meisten Menschen, die ich dort getroffen habe, dürfen nicht hier ins Küstengebiet reisen, sie sind in ihrer Freiheit stark eingeschränkt.

Vor dem Abflug müssen wir die letzten menschenunwürdigen Befragungen über uns ergehen lassen. Dass wir solidarisch mit den Menschen in Palästina sind, macht uns schon mal sehr verdächtig, und das Verhör nimmt an diskriminierender Schärfe zu.

Text und Illustrationen: Lika Nüssli

Belluna-Abend «Palästina»: 7. Juni, 19 Uhr, Solidaritätshaus St.Gallen mit einem Gaza-Reisebericht und Hintergrundinformationen von Anita Meister und Rolf Zopfi vom Verein Kampagne Olivenöl.

olivenoel-palaestina.ch
pal-arc.org
pmrs.ps
comet-me.org
facebook.com/KhalilSakakiniCenter

SNEAKERS UND UNDERCUT STATT SPRINGERSTIEFEL UND GLATZE

Wenige Aktivisten, aber eine Vielzahl von Organisationen und ein «moderner» Habitus: So beschreibt Christian Fuchs das «Netzwerk der Neuen Rechten». Sein gleichnamiges Buch gibt Einblick in eine europäische Szene, deren kleinste gemeinsame Nenner Antifeminismus und Islamfeindlichkeit sind. Text und Bild: Corinne Riedener

«Du weisst, ich bin rechts, Babe, ey. Ich will, dass du jetzt hetzt, Babe. Scheiss auf den Rest, Babe. Wir machen ein Hetztape, ey, ey. Und die Scheisse macht dich ganz schön an. Ram, pam, pam. (...) Ich hetze und der Staat eskaliert. Niemand kann uns stoppen, viele habens schon probiert. (...) Kommt ein Nafri, geht es Ba-ba-ba-bam.»

Das singt Melanie Schmitz, ein Postergirl der Neuen Rechten bzw. der Identitären Bewegung, im Song *Hetztape*. Er soll eine Parodie auf Katja Krasavices relativ explizites Werk *Sextape* sein, das mit über 28 Millionen Klicks zu den populärsten deutschen «Rap»-Songs auf YouTube gehört. Christian Fuchs, Journalist und Mitautor des Buchs *Das Netzwerk der Neuen Rechten*, eröffnete seine Buchvorstellung Mitte Mai im St.Galler Palace mit diesem Hetztape-Video.

«Patriotische Parallelgesellschaft»

Das zeigt, dass die Neue Rechte, allen voran die Identitäre Bewegung (IB), nicht nur gerne Sprache und Techniken der Spontis übernimmt, also die linke Gegenkultur kapert, sondern längst auch die Popkultur für sich entdeckt hat, ähnlich wie die christlichen Fundis. Dass bei dieser Instrumentalisierung auch Rap eine Rolle spielt, ist eine neuere Entwicklung, denn traditionell spielen vor allem Metal und Folk in der Szene eine Rolle, also Musikstile, die nach Ansicht der Rechten «weiss» sind.

Rap ist so ziemlich das Gegenteil davon, trotzdem gibt es – seit etwa 2010 – auch rechte Protagonisten im Game. Beispielsweise MaKss Damage oder den identitären «Rapper» Komplott, dessen T-Shirt Melanie Schmitz im Video trägt. Er versucht mit martialischen Beats und Blut-und-Boden-Texten einen auf Gangsterrap zu machen.

Rap, rechte Influencer, niederschwellige YouTube-Kochsendungen, völkisch angehauchte Hipstermagazine, identitäre Kleiderlabels und Axtwerfen in der Freizeit (schaut euch mal das Insta-Profil von Alexander «Malenki» Kleine an): Das alles gehört mit zum Aufbau einer «patriotischen Parallelgesellschaft», erklärte Christian Fuchs im gut besuchten Palace – wobei dieser Begriff natürlich viel zu zahm ist.

Der Neuen Rechten gehe es nicht etwa darum, am öffentlichen Diskurs teilzunehmen, sagt der Journalist. Das Ziel sei vielmehr, wie der neurechte Verleger Götz Kubitschek in seinem Magazin «Sezession» einst schrieb, den Diskurs gerade zu verweigern und stattdessen das Ende der Konsensform herbeizuführen. Da plant man offenbar eine «autoritäre Revolte».

Kubitschek ist einer der zentralen Player der Neuen Rechten. Der Publizist und Verleger lebt mit seiner Frau und seinen sieben Kindern auf einer Art Rittergut in Schnellroda. Er ist Mitgründer einer rechten Denkfabrik, einer der Vordenker der Identitären Bewegung in Deutsch-



land und führt den Antaios-Verlag, wo rechte Querulanten wie Schriftsteller Akif Pirinçci Unterschlupf finden. Fun Fact: Kubitschek und seine Frau siezen sich.

Zu seinen ideologischen Verbündeten gehören Pegida-Gründer Lutz Bachmann und der Journalist und Publizist Jürgen Elsässer. Früher verortete sich Elsässer im linken Spektrum, heute gibt er das rechte Boulevard-Magazin «Compact» heraus. In den Worten von Christian Fuchs: «Elsässer ist wie Roger Köppel, nur krasser.» Vierter im Bund der einflussreichen Neurechten und sozusagen ihr politischer Arm ist Hans-Thomas Tillschneider von der AfD.

«Bewegung» in Anführungszeichen

Die «konservative Revolution» (nach Armin Mohler, geboren 1920 in Basel), die diese Männer anstreben, hat nicht viel gemeinsam mit den tumben Neonazis von früher. Die neuen Rechten grenzen sich bewusst ab vom Nationalsozialismus, erklärt Fuchs, «ideologisch und auch habituell. Heute tragen sie nicht mehr Springerstiefel und Glatze, sondern Sneakers und Undercut.» Und sie berufen sich unter anderem auf den marxistischen Philosophen Antonio Gramsci, der sagte, man müsse mit Subkultur den Mainstream infiltrieren und gesellschaftliche Nischen besetzen.

Wenn Fuchs von der Identitären Bewegung spricht, will er die Bewegung in Anfüh-

rungszeichen verstanden wissen. «Weil sie gerne eine Bewegung wäre, aber es nicht wirklich ist.» Es gehe um allerhöchstens 500 Personen. Und doch wolle die «Bewegung» in die Mitte der Mehrheitsgesellschaft. Und schaffe das auch zum Teil, da die Neue Rechte von aussen als homogener Block wahrgenommen werde – was aber eine Fehleinschätzung sei. Die zwei kleinsten gemeinsamen Nenner von Pegida, AfD, Identitärer Bewegung und weiteren Splittergruppen: Antifeminismus und Islamfeindlichkeit.

Die Verstrickungen sind dennoch bemerkenswert – und reichen von Österreich über Ungarn, Russland oder Italien bis in die USA. Auch Schweizer Akteure spielen dabei eine Rolle, namentlich die PR-Agentur Goal AG von Alexander Segert mit Sitz in Andelfingen, zu deren Kunden auch die SVP gehört. Segert und seine Agentur sind verantwortlich für die Schäfli- und Minaretplakate der SVP und sollen eine zentrale Rolle gespielt haben bei der verdeckten Wahlkampfhilfe der AfD. Zusammen mit der «Wochenzeitung» hat Fuchs die Geldflüsse und Verstrickungen nachrecherchiert, nachzulesen in der Woz.

Etwa 150 neurechte Organisationen gebe es derzeit im deutschsprachigen Raum, sagt Fuchs. Dazu gehören 62 Denkfabriken, zu denen er auch Burschenschaften, Stiftungen und Vereine zählt, 35 Medienerzeugnisse wie etwa das Hipstermagazin «Arcadi» oder das Maga-

zin «Sezession», 14 Verlage, sechs Geldgeber und zwei Parteien. «Nur etwa 100 bis 150 Personen stecken hinter all diesen Organisationen», erklärt er. Trotzdem seien sie einigermaßen wirkmächtig, unter anderem weil sie es schaffen, dass das Thema Migration die mediale Agenda dominiere.

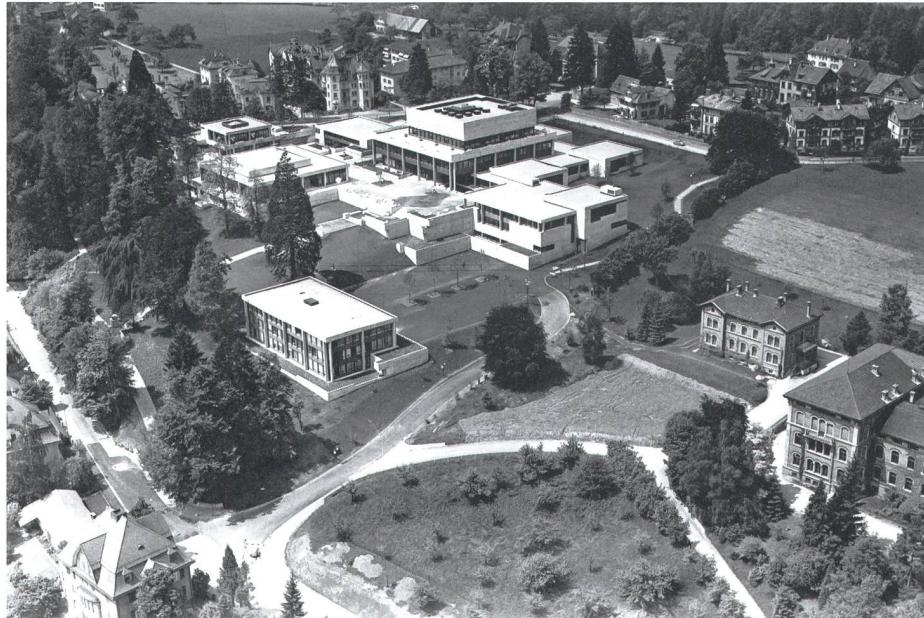
Wie soll man mit dem neurechten Bodensatz umgehen? Wegignorieren geht nicht mehr, auch wenn die Szene gar nicht so gross ist, wie die Trauermärsche und Fackelzüge oder die Trollarmeen von Reconquista Germanica & Co. uns manchmal glauben machen wollen. Das neurechte Milieu tritt zu einem Kulturmampf an; es wäre fatal zu denken, dass seine Protagonisten alles intellektuelle Tiefflieger seien, im Gegenteil: Viele sind bestens ausgebildet, sind Juristen, Geisteswissenschaftler, Ingenieure – was es umso trauriger macht.

Christian Fuchs, Paul Middelhoff: Das Netzwerk der Neuen Rechten: Wer sie lenkt, wer sie finanziert und wie sie die Gesellschaft verändern.
Rowohlt Verlag 2019, Fr. 26.90.

Dieser Beitrag erschien zuerst auf saiten.ch.

BEHÖRDENARROGANZ UND ROTE SÜNDENBÖCKE

Schon 1970 platzte die HSG aus allen Nähten. Regierung und Grosser Rat des Kanton St.Gallen befürworteten den Ausbau einhellig. Sie machten die Rechnung ohne das Stimmvolk. Stadt und Land beerdigten die Uni-Erweiterungspläne für die nächsten 15 Jahre. Text: Roman Hertler



Der HSG-Neubau auf dem Rosenberg in einer Aufnahme von 1963. (Bild: ETH-Archiv)

Der Kanton St.Gallen stimmt am 30. Juni über den Uni-Campus am Platztor ab, weil der Platz in den bestehenden Gebäuden knapp wird. Die Hörsäle sind überfüllt. Im Kantonsrat stellt sich niemand grundsätzlich gegen das Neubauprojekt, das nicht zuletzt Hochschule und Stadt einander wieder näherbringen soll. Nur die SP-Grünen-Fraktion hat im Februar gefordert, die Abstimmung über den Campus zu vertagen, damit die HSG Zeit bekommt, ihr ramponiertes Image (zweifelhafte Nebenbeschäftigung einiger Professoren und des Rektors, Spesenaffären) aufzupolieren. Dies sei nicht nötig, befand die bürgerliche Ratsmehrheit. Sie will vorwärts machen und jetzt abstimmen.

1970 stand die HSG vor einer ähnlichen Situation. Auch damals war die Raumnot ausgewiesen, die Studierendenzahl war seit 1950 von 400 auf über 1700 gestiegen. Beim Bezug des Neubaus auf dem Rosenberg 1963 waren es 1200. Auch 1970 waren sämtliche Fraktionen – zumindest auf kantonaler Ebene – für den Erweiterungsbau. Widerstand erwuchs vor allem aus städtischen SP- und Gewerkschaftskreisen. Behörden und Hochschule gaben sich dennoch siegesgewiss. Am 27. September folgte dann die grosse Ernüchterung: 51 Prozent der Stimmberechtigten des Kantons schickten die HSG-Erweiterung abchab; in der Stadt waren es 61 Prozent.

Zu den 21 Millionen Franken Kosten hätten Kanton und Stadt, welche sich die Trägerschaft der HSG damals noch teilten, 5,2

bzw. 5,8 Millionen beitragen sollen. Der Bund wäre für die restlichen 10 Millionen aufgekommen. Die HSG selber wurde nicht zur Kasse gegeben, obwohl sie Geld gehabt hätte. In Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs und mit zunehmender Unterstützung des Bundes wurden die Professorengehälter aufgebessert, der Lehr-

Extremistische Studentenkreise haben sich zu unliebsam bemerkbar gemacht mit ihrem Gebaren und ihren Forderungen, als dass das Volk bereit wäre, für die Studierenden ohne weiteres neue Opfer zu bringen. (St.Galler Tagblatt)

körper und die Verwaltung ausgebaut. In der HSG-Geschichte zum 100-jährigen Jubiläum (1998) ist von einer «goldenene Zeit» die Rede. Weniger goldig war der Ausgang der Abstimmung. Diese peinliche Episode wird im Jubiläumsbuch nur am Rande erwähnt.

Mit Blick auf die kommunalen und regionalen Zahlen wurde klar, «dass die Hochschulvorlage in der Stadt St.Gallen, d.h. in der Standortgemeinde, beurdigt worden ist», schrieb das freisinnige und (zumindest damals) vorbehaltlos HSG-freundliche «Tagblatt». Es sprach von

«unterschwelligen, emotionellen» Gründen, die von den Gegnern der Vorlage «recht kräftig herausgestrichen» worden seien. Wer «im Volke etwas herumgehörcht» habe, habe eine gewisse Reserviertheit und Misstrauen gegenüber der Hochschule und den Studierenden im Allgemeinen feststellen können. «Extremistische Studentenkreise haben sich zu unliebsam bemerkbar gemacht mit ihrem Gebaren und ihren Forderungen, als dass das Volk bereit wäre, für die Studierenden ohne weiteres neue Opfer zu bringen. (...) Das «rote Schülerbüchlein» und der «Rote Gallus» dürften auch nicht zur Beruhigung im Volke beigetragen haben.»

Unliebsame Elemente «ausgeschieden»

Schuld an der «Reserviertheit im Volke» war demnach nicht das arrogante Gebaren der Hautevolee am Rosenberg, sondern die verschwindend kleine sozialistische Studentenschaft. Dabei hatte man sich doch der subversiven Störenfriede frühzeitig entledigt. HSG-Rektor Willi Geiger formulierte es an einer öffentlichen Veranstaltung der FDP St.Gallen-Ost so: «Abgesehen von einigen Elementen, die inzwischen ausgeschieden wurden, dürfen wir mit Genugtuung feststellen, dass an unserer Hochschule in dieser Beziehung Ruhe herrscht.» Das stimmte. Jene Studenten, welche kurz zuvor noch die Hochschule zur «Keimzelle einer erträumten Gesellschaft umfunktionieren» wollten, wurden per Uni-Aus-

schluss zum Schweigen gebracht, und der grosse schweigende Rest war «einsichtig». Ihnen war das Studieren wichtiger als das Demonstrieren, wie es im HSG-Jubiläumsbuch hieß.

Die katholisch-konservative «Ostschweiz» bezog in mehreren Artikeln klar Stellung für den Hochschulausbau. Bei den eingesandten Artikeln überwogen die Befürworter. Das Ja-Komitee – Präsident war Nationalrat Kurt Furgler, Sekretär der 27-jährige HSG-Assistent Hans-Rudolf Merz – schrieb: «Unsere Hochschule bildet nicht nur die in immer grösserer Zahl benötigten Nachwuchskräfte für die Kader von Unternehmungen und Verwaltung aus, sie leistet mit ihrer praxisnahen Lehre und Forschung auch unserer Wirtschaft und Öffentlichkeit grosse und vielfältige Dienste.»

In derselben Zeitung wurde einem Gegner Platz eingeräumt, der die Ansichten des Pro-Komitees anzweifelte. Gemeinderat Pepi Seitter schrieb, er sei grundsätzlich immer für den Ausbau von Bildungsinstitutionen. Allerdings hatte er auch einige «offene Fragen» betreffend Ausrichtung der HSG, «z.B. ob, was an der HSG gelehrt und geforscht wird, den Bedürfnissen der Allgemeinheit entspreche, ob die Unabhängigkeit der Institute von der Pri-

produzieren, sondern nur mit den Geistesprodukten und der Arbeit anderer ihr Geschäft machen, haben also die heute Herrschenden. (...) Man muss sich aber fragen, ob es denn der genau gleiche Arbeiter sein soll, der die Hochschule zu finanzieren hat, der nachher von diesen meist mehr ein- als ausgebildeten Herren von oben herab behandelt wird. Bekanntlich sind unsere Schweizer Konzernherren so ziemlich die konservativsten, was ihre soziale Gesinnung angeht. Diesen Herren soll also der einfache Bürger die Ausbildung bezahlen?»

Ein anderer kritisierte, dass an der HSG nicht wirklich geforscht werde: «Hier geht es ja nicht um die Weitererforschung bisher unbekannter Wissensbereiche, was zur Folge haben könnte, dass man etwas entdeckt, was später einmal verkauft werden könnte und somit unsere Stellung am Weltmarkt sichern würde. Hier an der Hochschule wird vor allem gelehrt, wie man verkaufen kann und erforscht, wo man dies tun soll und bestenfalls wann und wie. Entscheidendes zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation des Untergebenen, indem er zum Beispiel Erleichterungen am Arbeitsplatz hat und zu mehr Freizeit kommt, wird also nicht getan.»

Abseits der klassenkämpferischen und vorwiegend städtischen Grundsatz-Polemik, die übrigens selbst in der «AZ» nicht unwidersprochen blieb, spiegelte sich in der Gegnerschaft der Hochschulvorlage eine kantonsstrukturelle Eigenheit. Tatsächlich forderten breite Kreise seit einiger Zeit eine neue Gewerbeschule in St.Gallen, was in der Folge den Ruf nach einer Übertragung der Trägerschaft der HSG laut werden liess. Einige wollten den Bund stärker in die Pflicht nehmen, andere, vor allem Städter, den Kanton. Die anderen Universitäten in Basel, Bern und Zürich waren kantonale Einrichtungen. Die HSG war aus der städtischen Handelshochschule hervorgegangen. 1970 stand dem Hochschulrat immer noch der Stadtammann und nicht der Landammann vor.

In Sargans und Wattwil waren neue Mittelschulen erbaut worden. Die Berufsschulen waren allerdings schlecht untergebracht. In St.Gallen, Wil und Uznach waren zwar Gebäude geplant, doch waren sie vor allem durch die Standortgemeinden zu berappen. Und in Buchs wurden sogar die Lehrmeister bemüht, um die Betriebskosten der Schule zu amortisieren. Aus Gewerbekreisen wurde der Ruf nach einer Gleichstellung der Mittel- und der Berufsschulbildung laut. Und die Bauernverbände ärgerten sich über das schleppende Vorankommen des Projekts einer Landwirtschaftlichen Schule im Rheintal.

Selbstsicheres Vorpreschen wurde bestraft

Die schärfste Opposition, das merkte das Ja-Komitee bald, war nicht aus der Landschaft, sondern aus der Stadt zu erwarten. Die meisten Gegner sprachen sich nicht grundsätzlich gegen die Hochschule aus, sondern dafür, zuerst das Gewerbeschul-Projekt anzugehen und erst danach die HSG, so wie es die Behörden noch

vor einiger Zeit angekündigt hatten, später dann aber von einer gleichzeitigen Abstimmung und schliesslich nur noch von der HSG gesprochen hatten. Nun begann das Ja-Komitee zu verkünden, auch das Gewerbeschulprojekt nach Kräften zu unterstützen, und die HSG müsse, wenn sie eine «Schule für alle» sein solle, auch «Platz für alle» bieten können.

Die Beschwichtigungsversuche der Befürworter scheiterten. Die «versteckten Millionen» an zusätzlichen Betriebskosten, die in der Vorlage nicht, in der öffentlichen Debatte aber sehr wohl zur Sprache kamen, schreckten die städtischen Stimmhörer ab. Und in der Landschaft stellten sich nur die Bezirke Rorschach,

Nach dem gestrigen negativen Volksentscheid gegen die Hochschulvorlage dürfte es ratsam sein, mit der Schaffung der Medizinischen Akademie am Kantonsspital St.Gallen nicht zu pressieren. (St.Galler Tagblatt)

Werdenberg, See, Wil und am deutlichsten noch das Unterheintal hinter den Uni-Ausbau. Die Debatte auf dem Land ist in der Tagespresse vom September 1970 schlecht abgebildet.

Am Montag nach der Abstimmung kommentierte ein «Tagblatt»-Redaktor den Scherbenhaufen so: «Ich glaube, man ist in der Hochschule und in der Regierung und im Grossen Rat zu selbstsicher hinter die Hochschulerweiterung gegangen und hat zu wenig auf jene Stimmen gehört, die zu einer vorsichtigeren Gangart geraten haben. Nach dem gestrigen negativen Volksentscheid gegen die Hochschulvorlage dürfte es ratsam sein, mit der Schaffung der Medizinischen Akademie am Kantonsspital St.Gallen nicht zu pressieren.»

Pressiert hat man dann tatsächlich nicht. 1973 entschied sich die Stadt erneut gegen einen Ausbau. Erst Jahre nachdem der Kanton die Trägerschaft der HSG übernommen hatte, stimmte die Kantonsbevölkerung 1985 einer Erweiterung zu. Und das Ja zum Medical Master liess 48 Jahre auf sich warten. Die Stimmbevölkerung durfte genau vor einem Jahr darüber abstimmen.

Man muss sich aber fragen, ob es denn der genau gleiche Arbeiter sein soll, der die Hochschule zu finanzieren hat, der nachher von diesen meist mehr ein- als ausgebildeten Herren von oben herab behandelt wird. (Ostschweizer AZ)

vatwirtschaft gewährleistet sei, wie es mit deren Einfluss auf Lehre und Forschung stehe, ob an der Hochschule nicht nur Manager ausgebildet werden, die ausschliesslich Unternehmerinteressen vertreten lernen und schliesslich ob mit der heutigen personellen Zusammensetzung die Interessen des einfachen Bürgers ausreichend gewährt werden können.»

«Mehr ein- als ausgebildete Herren»

Vor allem die sozialdemokratische «Ostschweizer AZ» hatte den kritischen Stimmen Platz eingeräumt. Man habe drei Wochen vor der Abstimmung als einzige Zeitung Pro- und Kontra-Stellungnahmen abgedruckt, schrieb sie. Von der «HSG-Propagandawalze» habe man sich allerdings nicht überrollen lassen wollen, weshalb man nur die «informativen Beiträge» erscheinen liess, worüber man «auf dem Rosenberg bitterböse» gewesen sei.

In der «AZ» kamen einige Kommentatoren, ebenso wie Pepi Seitter in der «Ostschweiz», zum Schluss, dass von der Ausbildung an der HSG einzig Leute profitierten, die später an den Spitzen der Unternehmen stehen. Ein Kommentator schrieb: «Interesse an solchen Leuten, die eigentlich nichts selber geistig

IHRE
SPENDEN
ÖFFNEN
TÜREN.

PC-Konto 90-3398-2
IBAN CH79 0900 0000 9000 3398 2
Danke.

FRAUENHAUS
ST. GALLEN

WWW.FRAUENHAUS-STGALLEN.CH



Grundkurs für Frauen

Datum Jeweils samstags 15.Juni und 22.Juni 2019
Zeit 9.30 h – 16.00 h
Kosten Teilnehmerinnen aus dem Kanton St.Gallen Fr. 230.–
Ausserkantonal Fr. 290.–

Tageskurs für Mädchen 9–13 Jahre

Datum 21.September 2019
Zeit 10.00 h – 16.00 h
Kosten Teilnehmerinnen aus dem Kanton St.Gallen Fr. 80.–
Ausserkantonal Fr. 100.–

Anmeldung unter:

www.wendo.ch/st.gallen oder wendo.sg@bluewin.ch
auch per Telefon 078 772 67 31

Saiten

Workshop

Nachrichtenkompetenz

Eine Medienwerkstatt für Schulen und Organisationen

Journalismus hat in den letzten Jahren eine eigentümliche Prominenz erfahren. Irgendwo zwischen Retterin der Demokratie und vierter Staatsgewalt verortet, herausgefordert durch Fake News und Mircotargeting, kämpft Journalismus um Glaubwürdigkeit und Reichweite.

Nachrichtenkompetenz hilft einer aufgeklärten Gesellschaft, sich im riesigen Angebot von Zeitungen, TV- und Radioprogrammen, Onlineangeboten und Social-Media-Kanälen zurechtzufinden.

Mehr wissen: saiten.ch/medienwerkstatt

Saiten hat deshalb anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums eine Medienwerkstatt zur Nachrichtenkompetenz initiiert und in Kooperation mit dem Lehrer und Journalisten Christian Müller erarbeitet.

Sie richtet sich – entsprechend angepasst – an Schulen der Sek I und Sek II, Berufsschulen oder Fachhochschulen. Auch Unternehmen und Organisationen können die Medienwerkstatt buchen.

«KLANG IST NICHTS ELITÄRES»



Am 30. Juni stimmt der Kanton St.Gallen über den 22,3-Millionen-Kredit für ein Klanghaus am Schwendisee im Toggenburg ab. Christian Zehnder, der neue künstlerische Leiter der Klangwelt Toggenburg, über Naturtonmusik, alpine und urbane Klänge und die Gründe, warum unsere Zeit ein Klanghaus nötig hat. Interview: Peter Surber

Christian Zehnder kennt man als Stimmvirtuosen, als Klangtüftler zwischen Weltmusik, zeitgenössischer Klassik und Naturönigkeit. Mit dem Duo Stimmhorn (zusammen mit Balthasar Streiff) erfand er Klänge, die urschweizerisch und international zugleich waren und in keine Schublade passten. Zehnder ist als Solist, in Ensembles und als Regisseur künstlerisch tätig, zudem als Pädagoge und Kursleiter. In dieser Funktion treffen wir ihn in Trogen, am Ende einer einwöchigen Singwoche mit freier Stimm-Improvisation unter dem Titel «Aus freier Kehle».

Saiten: Sie haben eine Woche lang gesungen mit einer zusammengewürfelten Gruppe von Leuten. Bringt Musik Menschen leichter zusammen als andere Tätigkeiten?

Christian Zehnder: Auf jeden Fall. Vor vielen Jahren hatte ich schon auf einer Pakistan-Tournee mit Musikern des Sufi-musikers Nusrat Fateh Ali Khan diese Erfahrung gemacht. Wir hatten eine Woche Zeit zum Proben und bekamen dafür von der Schweizer Botschaft einen Übersetzer zugewiesen. Nach vier Stunden haben wir ihn heimgeschickt und die ganze weitere Probenzeit nur über Klänge und Rhythmen kommuniziert. Es ist grossartig, wie Musik «reden» kann jenseits der kausal-logischen Strukturen der verbalen Sprache.

Von Pakistan jetzt ins Toggenburg ...

... das ist eine weite Reise. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal hier in diesem Tal landen und wirken würde. Aber es passt. Peter Roth, der Initiant der Klang-

welt und des Klanghaus-Projekts, hat ja von Anfang an Weltoffenheit praktiziert, etwa indem seine Chöre Musiker von auswärts ins Toggenburg eingeladen haben. Das Festival «Naturstimmen» trägt diese Idee weiter. Und das verknüpft sich mit meiner eigenen Biografie: Ich bin mit meiner Botschaft aus den Alpen in die Fremde gegangen und aus der Fremde wieder zurückgekommen.

Was ist diese «Botschaft aus den Alpen»?

Die Musik, die ich mache, hatte immer schon mit der Topographie zu tun, auch mit dem Klima und den Menschen, die mich umgeben. Wäre ich im Iran oder in Pakistan aufgewachsen, würde meine Musik ganz anders klingen. Eigentlich bin ich ein Hochkonjunktur-Stadtkind, aufgewachsen in Oberengstringen, Basel, Neuchâtel ... Als Familie sind wir mehrfach gezügelt, ich war dadurch auch ein bisschen entwurzelt. Mein Grossvater war Förster, das schuf die Verbindung zur Natur, und wir verbrachten die Ferien stets in den Bergen. So bin ich früh zum Alpinismus gekommen. Die Berge waren die Verheissung – und der SAC war für mich ein Stück Heimat. Heimat hat ja nicht nur mit der Landschaft, sondern viel mit den Verbindungen zu Menschen, mit dem sozialen Raum zu tun und damit, sich zugehörig zu fühlen. Nach und nach haben sich Berge und Musik dann verknüpft, mein Interesse an archaischen Formen von Musik wurde geweckt. Nach dem Studium habe ich eine Arbeit geschrieben über die «Fetische» der Schweizer Volkskultur. Ich hatte schon damals

große Mühe mit der Instrumentalisierung der Volkskultur von rechts. Kommt hinzu, dass in der Musikszene der 70er-Jahre Volksmusik grundsätzlich verpönt war. Rock, das war die Revolte. Jodel ging überhaupt nicht.

Wann hat sich das geändert?

In den 70er-Jahren ist Weltmusik zum grossen Thema geworden: afrikanische und südamerikanische Musik, später Skandinavien oder Asien. Man hat sich eigentlich für alles interessiert, nur nicht für die eigene Kultur. Das hat mich zunehmend irritiert. So habe ich etwa angefangen, Bandoneon zu spielen, und irgendwann gefragt: Warum eigentlich Bandoneon, wenn es dieses tolle Schweizerörgeli gibt? Schliesslich bin ich hier aufgewachsen, habe als Kind «Radio Bernomünster» gehört, etwas von dieser musikalischen Tradition klebt mir in den Zellen. Ich wollte mehr herausfinden über meinen Bezug zur Volksmusik. Im Duo Stimmhorn haben wir den «Groove und Klang» der Alpen erkundet und weiterentwickelt, «Melken» hiess das erste Programm 1996, samt Melkmaschinenorgel, Uhren, klingenden Modelleisenbahnen, Hörnern, Örgeli und Jodeltechnik. Es war eine Recherche mit dem Instrumentarium des alpinen Raums.

Sie beschreiben das als suchenden Prozess.

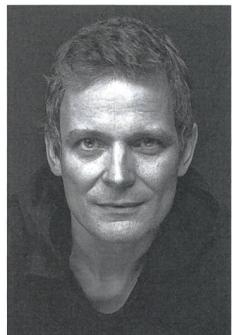
Das war sehr suchend, ja. Man hat sich zum einen losgesagt vom alten, klassischen Konzert-Format, das war fast ein Bruch vergleichbar der Rockrevolte. Und zum andern war die Weltmusik ungeheu-



Der Bau

Das Klanghaus-Projekt der Zürcher Architekten Meili & Peter ist eine Holzkonstruktion mit drei Flügeln. Im Innern gibt es ein zentrales Foyer und drei Seitenflügel mit akustisch optimaler «resonierender» Holztäferung. Nach aussen öffnen sich drei gerundete, parabelförmige Wände zum Tal, zum Berg und zum See. Als «begehbares Instrument aus Holz» bezeichnen die Initianten das Klanghaus.

meilipeter.ch



Christian Zehnder
(Bild: Nils Fisch)

er stark, sie hat uns in unserer Identität beinah erdrückt – die ganze Welt hat Tango, Samba und Capoeira getanzt. Im urbanen Raum war für uns Junge die alpine Tradition kein Thema, «Hudigäggeler» galten als zutiefst spießig, Jodeln war verboten am Konservatorium, auch weil es die Stimme kaputtmachte, angeblich. Seither hat sich die Wertschätzung sehr verändert, man erlebt heute das Jodeln und die Naturtönigkeit als eine ganz eigene, faszinierende Kunst. An diesem Prozess war ich auf meine Art mitbeteiligt.

Ist heute das Verhältnis entspannt? Den Graben zwischen der Neuen Volksmusik und der traditionellen Folklore gibt es ja weiterhin.

Entspannt wohl nicht. Ich erlebe es als zwei Kosmen, die je ihre eigenen Gesetzmässigkeiten haben. Die Neue Volksmusik ist von der Intention getrieben: «In meiner Kultur gibt es ganz viel Spannendes und daraus will ich Neues schöpfen.» Die traditionelle Volksmusik setzt hingegen auf die Qualität des Bewahrens. Man hütet den musikalischen Klanggarten, so wie Bauern zu Landschaftsgärtner geworden sind. Die Klangwelt Toggenburg und die Volkskultur im Tal überhaupt ist jedoch mehr als das. Sie ist gelebtes Brauchtum, das berührt mich sehr. Man kann es zum Beispiel bei Proben und danach in der Beiz erfahren: Das ist nicht bloss eine bewahrerische Kultur, sondern es ist im Alltag gelebt.

Dass die Volkskultur so stark beansprucht wird von konservativen Kreisen, stört Sie heute nicht mehr?

Ich denke, die Begegnung mit Ethnien anderswo hat meine Wertschätzung und meinen Respekt vor den Menschen und ihren Traditionen geprägt. Kommt hinzu, dass im Naturjodel immer auch etwas Subversives und eine wunderbare Kraft stecken. Ich empfinde ihn überhaupt nicht als bieder. Wenn etwas Kraft hat, ist halt auch die Instrumentalisierung rasch zur Stelle. Die Politik vereinnahmt oft das Archaische für sich, um eigene Ziele zu erreichen. Auch im Toggenburg gibt es unterschiedliche Strömungen; die einen Chöre verkörpern eine konservativ bewahrende Haltung – andere empfinde ich als ganz natürlich archaisch.

Für die Abstimmung zum Klanghaus spielt es ja eine wichtige Rolle, wie das Projekt von aussen wahrgenommen und verortet wird, welchen Kreisen es zugeordnet wird – ob zu recht oder zu unrecht. Und für viele gehört das Klanghaus in die Ecke der traditionellen Volkskultur.

Es ist nicht ganz leicht in einem Satz zu vermitteln, was das Klanghaus für die verschiedenen Bevölkerungsschichten sein wird und in sich trägt. Das Wichtigste: Das Klanghaus ist ein öffentliches Haus. Die Betreiber tragen gegenüber dem Tal, der Bevölkerung und dem Kan-

ton die Verantwortung dafür, dass das Haus eine breite Ausstrahlung über die Region hinaus entwickeln kann. Primär verortet man mit dem Klanghaus sicher die Kraft der musikalischen Tradition und des Brauchtums, welches in diesen Tälern noch gelebt wird, vom Schellenköpfle bis zum Johle. In der gehüteten Naturtönigkeit liegt eine grosse Kraft. Dazu passt auch das Bild des Feuers, das in der Esse brennt – eine Glut, in der man nicht nur die Schellenrohlinge schmiedet, sondern auch seine Gedanken und Fragen hineinlegen und schmieden kann. Das Klanghaus ist eine Art klangliches Naturschutzgebiet, in das Menschen aus anderen Lebensräumen und Kulturen eintreten und von dem sie neue klangliche Erfahrungen nach Hause tragen können. Und: Das Klanghaus steht fern von Lärm und Hektik und damit im Kontrast zu unserer laut gewordenen Lebenskultur. Zur Mozartzeit war es noch eine vor-industrielle, naturnahe Lautsphäre, die die entsprechende Musik mitgeprägt hat. Dann kam die industrielle Lautsphäre, mit der Dampfmaschine, den Verbrennungsmotoren, dem Lärm. Blechmusik, Jazz, Rock sind entstanden. Und jetzt sind wir auf dem Weg in die digitale Lautsphäre, mit elektronischer Musik und Robotern, die für uns komponieren.

Wie tönt diese digitale Sphäre?

Computer, Handy, Kaffeemaschine, dauerberieselte Geschäfte: Es piepst, pfeift und wummert immer und überall. Digitale Geräusche müllen uns mehr und mehr zu. Das Klanghaus am Schwendisee kommt mir da vor wie ein Relais, durch das man in eine andere Sphäre dringt. Was hier entsteht, trifft etwas ganz Essentialles unserer Zeit und führt uns zu den Grundfragen: Wie wollen wir unseren Alltag, unsere Kultur mit Klang gestalten? Was ist Klang, wie resoniert er in uns, wie stellen wir uns vor, wie die Welt in Zukunft klingen soll? Das Klanghaus soll ein Ort werden, wo sich Menschen in einem geschützten, mit der Kraft der heimischen Klangkultur aufgeladenen Ort mit ihren Fragen auseinandersetzen können.

Wer ist damit angesprochen?

Das kann ein Chor aus der Stadt sein, der dort eine Woche lang arbeitet, das können Klangworkshops und Kurse sein oder Symposien zu Fragen der Wahrnehmung, zu Resonanz und Schwingung, zu Tinnitus und Lärm und Stille, zu Ethik und Klang und so weiter. Klänge sind wie ein Tor, das uns in Verbindung mit uns selbst bringt. Insofern ist es nicht richtig, das Klanghaus nur auf «Brauchtum» zu reduzieren. Die brennenden Zeitfragen und die visionären Klangkonzepte sind genauso elementar wie die Besinnung auf die Wertschöpfung und auf das Bewahren einer lebendigen heimischen Kultur. Hier soll beides zusammenkom-

men. Das Klanghaus soll auch ein Ort der Geselligkeit sein, des Übens und Experimentierens, des utopischen Forschens an einer klingenden Heimat der Zukunft.

Im Klanghaus sollen Wanderer willkommen sein, Firmen sollen Klang-Schnupperkurse machen können. Einerseits ist das Angebot sehr niederschwellig. Andererseits ist das Haus in Sachen Architektur weltweit einzigartig und ambitioniert. Geht das auf? Oder haben die Gegner recht, die sagen: Alle zahlen, aber profitieren werden nur wenige?

Warum soll sich ein Wanderer nicht für den Klang interessieren? Das Klanghaus ist eine Bildungs- und Begegnungsstätte für jedermann, ein Gefäss, worin sich Tradition, Gegenwart und Zukunft treffen. Es ist vermassen, Klang und Musik als elitär abzuwerten. Der Erhalt und die Vermittlung von Musik und Identität ist in unserer Gegenwart, die uns schon buchstäblich um die Ohren fliegt, fast ein Auftrag. Klang und Musik sind immaterielle Werte, die es zu wertzuschätzen gilt, gerade weil sie keinen «eigentlichen» materiellen Ertrag erbringen. Klang weckt die Neugier an uns selbst und der Welt und lässt uns darin wachsen. Im Klanghaus gibt es offene Zonen, eine Gaststube, ein Foyer, Orte des niederschwelligen Zugangs – und dann je nachdem tiefer in das Thema einzudringen. Ein Haus möglichst für alle: Das ist das Ziel.

Eine klangliche Mehrzweckhalle?

Nein, aber der Ort steht für klangliche Vielfalt, wie sie hier im Toggenburg gelebt wird. Das Klanghaus kommt an einen exorbitanten Ort zu stehen, in einer unvergleichlichen Landschaft, einer Sphäre der Einkehr und Ruhe. Alle sind willkommen, Heimische und neugierige Fremde, auch die Politik und die Wirtschaft.

Dass Kultur nichts kosten darf: Diese Ansicht scheint schwer aus der Welt zu schaffen.

Bei der Abstimmung zur St.Galler Theater-Sanierung war der Widerstand ähnlich gelagert. Kulturausgaben brauchen immer eine spezielle Rechtfertigung. Dabei wissen eigentlich alle, was Kultur leistet – sie bringt Gedanken in Gang, öffnet neue Spannungen, Debatten und stellt neue Fragen. Doch das ist schwer zu vermitteln gegenüber Zeitgenossen, die keine neuen Fragen wollen und für die alles am rechten Platz ist. Das Problem, Ausgaben für Kultur zu rechtfertigen, existiert allerdings nicht nur im Toggenburg, sondern überall im Land, von Chur bis Basel. Die Diskussion, wieso man für Kultur Geld ausgeben soll, ist etwas müsig. Kultur gilt allzu oft als parasitär, aber eigentlich ist es genau umgekehrt: Die Wirtschaft ist parasitär insofern, als sie von der Kultur und deren Begleiterscheinungen profitieren kann. Wenn man sich darauf einlässt, sieht man, wie Kultur und Wirtschaft einvernehmlich voneinander

profitieren können. Man denke nur an den Bilbao-Effekt mit dem Bau des Guggenheim Museums in Spanien.

Volkskultur, sagen manche Kritiker, braucht gar kein Dach über dem Kopf.

Das Klanghaus soll ein Ort der Verdichtung werden. Ein Dach braucht es vielleicht nicht für einen einzelnen Auftritt, aber dafür, sich vertiefter mit den Themen, der Musik, ihrer Kultur und Entwicklung auseinanderzusetzen. Das ist in der Musik nicht anders als in der Wissenschaft. Auch im Toggenburg soll dereinst wissenschaftlich gearbeitet werden, es ist ein Zentrum für Klang, inspiriert vom Geist, der hier oben noch allgegenwärtig ist. Warum muss ein kulturelles Zentrum immer in der Hauptstadt sein?

Gibt es auch skeptische Stimmen in Ihnen selber?

Zum einen würde ich es schade, wenn das Klanghaus dauernd seine Wirtschaftlichkeit beweisen müsste. Zwar bin ich überzeugt, dass es nicht so schwierig sein wird, wirtschaftlich zu arbeiten. Der Betrieb ist finanziell gesichert. Aber zuerst braucht es jetzt das Statement der Bürgerinnen und Bürger für den Start. Und zum Zweiten: Das Klanghaus muss an seiner kühnen Vision festhalten, das ist eine grosse Herausforderung. Es wird sich auch in Zukunft immer wieder behaupten müssen. Eigentlich ist das bei jeder Innovation so, sei sie kultureller oder wirtschaftlicher Art. Skeptisch wäre ich nur, wenn man das Klanghaus immer mehr als touristische Attraktion definieren und wahrnehmen würde. Die Tradition und das Brauchtum des Toggenburgs sollen nicht für solche Zwecke missbraucht werden, sondern sich mit dem Klanghaus weiter stärken.

Sie selber sind ins Toggenburg, wie es in einem Porträt heißt, als «der grosse Blonde aus Basel» gekommen. Wie empfinden Sie die Aussen-Position?

Die Klangwelt verkörpert etwas, das für mich auch gilt: international vernetzt und offen zu sein und andererseits zu Hause in der alpinen Kultur. Für gewisse Leute bin ich sicher noch manchmal der «Ausserirdische», dazu noch mit einer «Zürischnorre». Das hat aber auch Vorteile. Wenn man nur innen bleibt, dreht man sich zu leicht im Immergeleichen. Es ist wichtig, dass Impulse von aussen kommen. Ich bin wohl eher ein Hybrid in meiner Lebensgestaltung: Ich brauche die Urkraft des Toggenburgs gleichermaßen wie die Stadt mit ihrem treibenden Puls. Dann fühle ich mich ganz. Als künstlerischer Leiter diese beiden Welten hier oben zusammenzubringen und Neues entstehen zu lassen, ist ein unglaubliches Privileg.

Christian Zehnder, 1961, ist seit Herbst 2018 künstlerischer Leiter der Klangwelt Toggenburg. zehndermusic.ch



Die Finanzierung

Der Bau des Klanghauses kostet 23,3 Millionen Franken. Die Stiftung Klangwelt Toggenburg trägt 1 Million dazu bei; zur Abstimmung kommt so ein Kredit von 22,3 Millionen Franken. Die Stiftung betreibt das Haus auf eigene Kosten – damit ist eines der Hauptargumente gegen die erste Klanghausvorlage vom Tisch: die Angst vor hohen wiederkehrenden Betriebskosten. Mit dem neuen Konzept ist der Betrieb für 20 Jahre gesichert. Private stellen der Stiftung Klangwelt dafür rund 6,3 Millionen Franken zur Verfügung, davon stammen 2,25 Millionen aus dem Toggenburg selbst. 1 Million geht an den Bau, 5,3 Millionen werden in den Betriebsmittelfonds eingeleget.



Die Termine

8. Juni, 10 bis 16 Uhr: Informationstag am Schwendisee

12. Juni, 19.30 Uhr, Exrex St.Gallen: Das Klanghaus stellt sich vor, mit Klängen von Christian Zehnder und «songs from new space mountains», mit dem Trio Andersch, Triado und Pätschwerk. Mit Worten von Peter Roth, Initiant des Klanghaus Toggenburg, Kantonsbaumeister Werner Binotto und Christian Zehnder, Künstlerischer Leiter der Klangwelt Toggenburg.

klanghaus-toggenburg.ch/events



GOLD

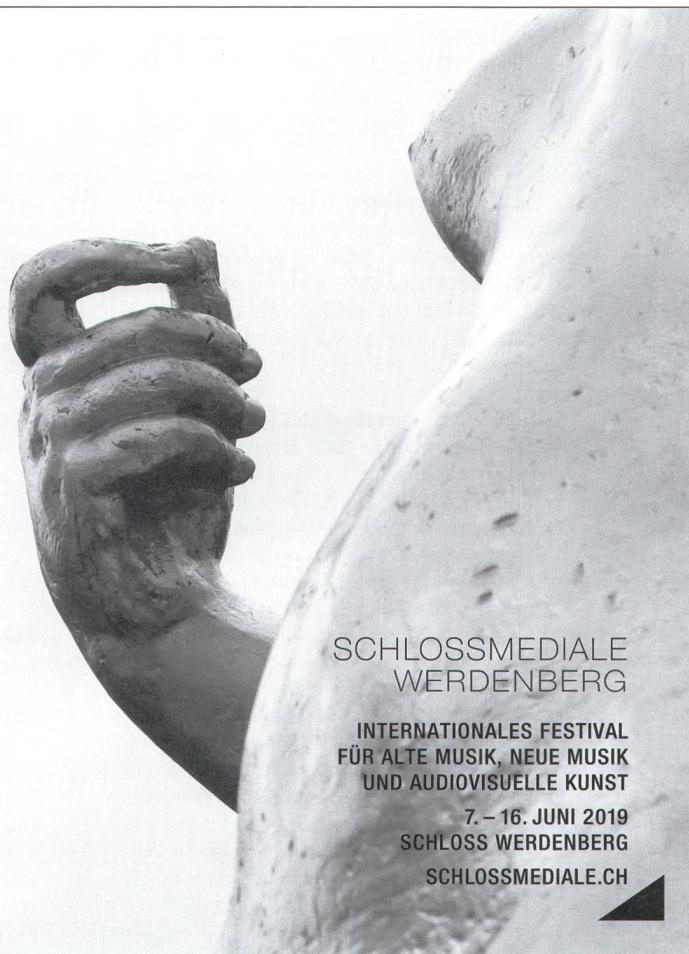
AUSSTELLUNG
WANDELKONZERTE
PERFORMANCES
WORKSHOPS
KLANG- UND VIDEO-
INSTALLATIONEN

mit
Manuela Kerer
Marion Steiner
Sarah Maria Sun
Les Passions de L'Ame
Bernhard Schimpelsberger
Michel Godard
Wolfram Koch
Ensemble Constantinople
u.v.a

SCHLOSSMEDIALE
WERDENBERG

INTERNATIONALES FESTIVAL
FÜR ALTE MUSIK, NEUE MUSIK
UND AUDIOVISUELLE KUNST

7. – 16. JUNI 2019
SCHLOSS WERDENBERG
SCHLOSSMEDIALE.CH



12. Juni, 19.30 Uhr, ExRex St.Gallen

Klangwelt Toggenburg zu Besuch im ExRex

Mit Klängen von
Christian Zehnder
aus dem Solo
«songs from new
space mountains»

Mit Worten von
Peter Roth
Initiant des Klanghaus Toggenburg
Christian Zehnder
Künstlerischer Leiter der
Klangwelt Toggenburg
Werner Binotto
Kantonsbaumeister

Mit Musik von
Trio Andersch
Triado
Pätschwerk

ja-zum-klanghaus.ch

KLANGWELT
TOGGENBURG Saiten